

Das Wunder

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Wunder

Eine Geschichte aus dem Schwarzwald.

Von Irma Goeringer, Zürich.

I.

Frühling! Deutscher, herber Frühling! Sturm und Regen, laue, sonnige Tage und kühle Nächte! Heute zarter grüner Flaum auf Baum und Strauch wie der Schimmer einer segenbringenden Hoffnung, morgen sterbende, vom Reif zerstörte Blüten, ein mattes Erlöschen, grausame Vernichtung!

In tiefblauen Tönen wölbt sich das Himmelszelt über die schlanken, dunkelgrünen Wipfel eines Höhenzuges des Schwarzwaldes. Wie ein Kind, das aus dem Schlaf erwacht, mit den dicken Fäustchen ungeschickt die Augen reibt und aus halbgeschlossenen Lidern unsicher zu der Mutter aufblinzelt, so schüttelt die Natur die winterliche Erstarrung ab, regt sich und dehnt sich mit tausend jungen, wärmeheischenden Keimen und Knospen der Sonne entgegen.

Es ist Mai. Ein blütenreicher, stegender Mai. Ein Jubeln und Singen im Wald und auf dem Feld, ein Regen und Schaffen, unsichtbar und doch fühlbar, ein Vorwärtsdrängen, der Erfüllung entgegen, Geben und Empfangen, Entfaltung von unzähligen kleinen Lebewesen.

Und im Menschenherzen ein sehndes Verlangen, ein träumerisches Ahnen, ein zitterndes Hoffen; eine weiche, fast schlaffe Hingebung beim jungen Weib, mutiges, stürmisches Draufgehen beim Mann. Das Erdreich ist bereit zum Empfang des Samens, das Herz ist bereit zum Empfang der Liebe.

Das Annele Schmid, die einzige Tochter des Dorfschusters, feiert heute seine Hochzeit mit dem Walbarbeiter Hans Huber.

Blichblau von den glitzernden Perlen der Schäppel, der Ehrenkrone der reinen Jungfrau, bis hinab zu den glänzend gewichsten Halbschuhen steht das Annele da. Die schweren schwarzen Zöpfe, von roten Bändern durchflochten, hängen ihr lang den Rücken hinunter; morgen wird sie sie aufstecken und dann immer unter der Frauenhaube verbergen, wenn sie aus dem Haus geht. Und den prächtigen Strauß von Orangenblüten an ihrer Brust, den die Dorfschneiderin aus weißem Wachs und grünem Stoff so geschickt geformt hat, den

wird sie unter die Glasglocke legen und im Glaschranz aufheben zum Angedenken an den Tag, an dem sie dem Hans sein Weib wurde.

Sein Weib! Sie kann es kaum glauben, und doch hat sie daran gedacht seit — ja seit ihrem ersten Schultag. Damals war sie, auf dem Rücken den spiegelblanken Tornister, aus dem an langer Schnur das Tafelschwämmchen baumelte, halb neugierig, halb ängstlich die Dorfstraße hinuntergesprungen, der Schule zu. Ihr Köckchen

flatterte, ihre schwarzen Vöckchen wehten, und der dicke Pops tanzte auf dem Tornister, das Schwämmchen tanzte — das ganze Annele tanzte. Sein lustiges Gehüpf steckte die übrigen an, die von allen Seiten daherkamen und dem Ernst des Lebens, der mit diesem Tag für sie anfang, entgegen sprangen, als sei's ein fröhlicher Spaß. Das Annele wurde immer vergnügter, seine Angst nahm ab, und seine Neugierde wuchs. Da war ja schon das Schulhaus — Annele machte vor Freude einen mächtigen Hupf, und plumps — lag es auf der Nase, mitten in einem Schmutzhaufen.

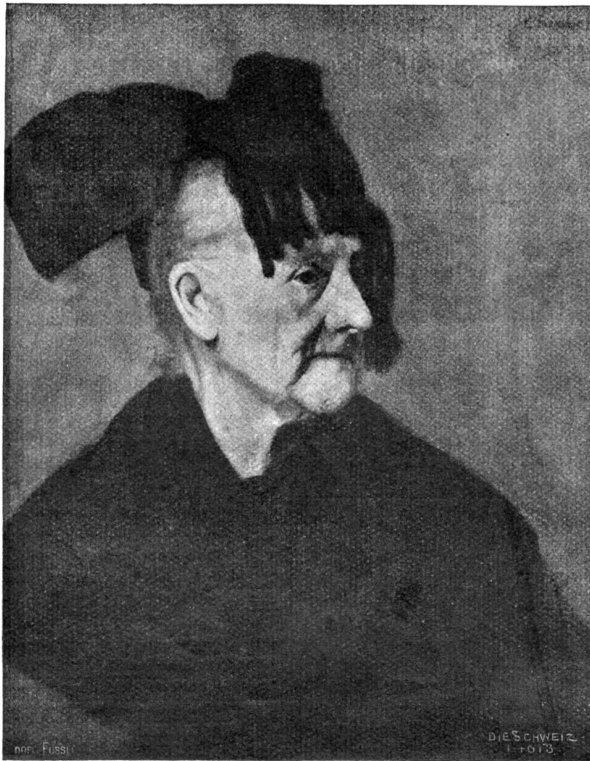
Mühsam richtete es sich wieder auf. Doch als es an sich hinunter sah und die Veränderung wahrnahm, die mit seinem saubern Pöschchen vor sich gegangen war, da wurde es von einem großen Jammer gepackt und brüllte seinen Schmerz und seinen Zorn aus Leidenschaft

beskräften hinaus. Die andern Kinder waren zuerst erschrocken; als sie aber das Annele genauer ansahen, wie es da stand, die schmutzigen Händchen abgespreizt, das Gesichtchen bespritzt — grad mitten auf der Nase saß so ein drolliges Häufchen — da lachten sie, was sie lachen konnten. Das Annele aber brüllte und brüllte.

Plötzlich verstummte es mitten in einem besonders kräftigen Geheul und sah erstaunt auf. Ein großer Bub stand vor ihm und redete es in begütigendem Tone an: „Nu, Meidle, was brüallesch denn so? Bisch na g'heit? Wie besch denn des gmacht?“

„I bi halt g'sprunge, un do . . . un do . . .“

„Jo, do Bisch halt g'lege. I ka mer's denke. So goht's, wemmer so wild isch. Kumm jeh nu mit mer! Im Hof isch e Brunne, do fäsch di wäsche.“



Alte Markgräflerin.

Nach dem Delgemälde von Fritz Schiber, Basel (f. S. 445).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Bertrauend tappte das Annele neben dem Buben her, und als es mit seiner Hilfe ziemlich präsentabel war, lachte es auch schon wieder, und auf alle Fragen des Burschen wußte es eine rasche Antwort. Wie es hieß und wer sein Vater war, hatte es schon erzählt, auch erfahren, daß der Bub der Hans Huber war und in die oberste Klasse ging. Jetzt standen sie vor dem Schulzimmer der Kleinen, und Hans verabschiedete sich mit der Mahnung, ein andermal die Augen aufzusperrn und überhaupt nimmer so wild zu tun „wie'n junger Geisbock“.

Das Annele hörte ganz brav zu, obgleich es sonst kein Freund von Ermahnungen war; als der Hans dann weiterging, folgten ihm die Augen der Kleinen nachdenklich dankbar. Und als er sich nochmal umdrehte und ihr zunichte rannte sie hinter ihm her, packte ihn am Armel und sagte atemlos und wichtig: „Du, Hans, wenn i groß bi, no ihur' i di hierote.“

Und der Hans antwortete ernsthaft: „Mer wenn no schu sehe. Jez moch aber, daß de in d'Schuel kunnst!“

Seit dem Tag waren der Hans und das Annele die besten Freunde. Sie blieben es durch lange Jahre, und es gab kein frohes oder trauriges Erlebnis, das sie nicht miteinander teilten.

Als dem Annele die Mutter starb, da weinte es seinen Schmerz aus an des Freundes Brust, und als der Hans rasch hintereinander die Eltern verlor, da barg er seinen blonden Lockenkopf in des Mädchens Schoß. Sie streichelte ihn, fand das rechte Wort und half ihm überwinden.

So verging ihnen die Kindheit, sie wußten's kaum. Da mußte der Hans fort zum Militär. Der Abschied war schwer gewesen für beide. Nur langsam gewöhnten sie sich daran. Von Zeit zu Zeit schrieben sie sich Briefe; aber das war kein Ersatz für den mündlichen Austausch.

Endlich kam der Hans heim. Drei Jahre war er fort gewesen. Vom Bahnhof der nächstgelegenen kleinen Stadt bis zum Dorfe war ein tüchtiger Weg. Hans hatte geschrieben, wann er ankomme, und das Annele gebeten, ihm ein Stück entgegenzugehen.

Wie hatten sie sich auf das Wiedersehen gefreut! Und doch, als sie nun aufeinander zugingen, der Hans rasch, als könne er es nicht erwarten, das Annele immer langsamer, bis es endlich verlegen stehen blieb, als sie sich gegenüber standen, sich an den Händen hielten wie

früher, endlich — endlich — da kamen sie sich fast fremd vor.

Schweigend gingen sie nebeneinander her, verstohlen musterten sie sich. Ein Neues, Fremdes hatte sich zwischen sie gedrängt, zog sie zueinander hin und hielt sie doch von einander fern, daß sie den alten Ton nicht mehr finden konnten. Nur, daß sie sich gut waren, von Herzen gut, das fühlten sie beide.

An einer Wegbiegung blieb der Hans stehen und schaute hinab. Sie waren die breite Fahrstraße gegangen, die mitten durch den Wald führt, rechts und links nur Tannen und drüber der blaue Himmel. Da war eine Lichtung, sie konnten hinabsehen ins Tal. Der Weg, der hinunterführte, zeigte sich da und dort im Zickzack am Berg entlang. Ein Höhenzug schob sich vor den

andern, in der Nähe dunkelgrün, dann allmählich in verwischten Farben, bis in der Ferne die Einzelheiten in blauem Schimmer verschwanden. Es war ganz still ringsum, kein menschlicher Laut, nur das Rau-schen der Bäume, und hin und wieder ein Vogelruf. Einzig der Kirchturm, der aus der Tiefe ragte und den man von dort oben sehen konnte, erinnerte daran, daß menschliche Heimstätten in der Nähe waren.

Der Hans sah unverwandt gradaus. So war er wieder daheim. Es wurde ihm recht weich ums Herz, froh und weh zugleich.

„Wie guet mer hüt au d'Kirch sieht!“ sagte das Annele, nur um etwas zu sagen.

Hans drehte sich zu ihr um. In seinen Augen blitzte es fröhlich auf: „Jo, d'Kirch sieht mer scho; aber sel Hus drnebe, 's Schuelhus; sel sieht mer nit, un au kei Dreckhufe...“

„Hans, sei doch still,

du wüestest Bua!“

Sie wollte nach ihm schlagen; aber er fing ihre Hand auf und hielt sie fest. Als sie sich mit der andern befreien wollte, da sagte er auch diese und zog das ganze Mädel näher zu sich heran.

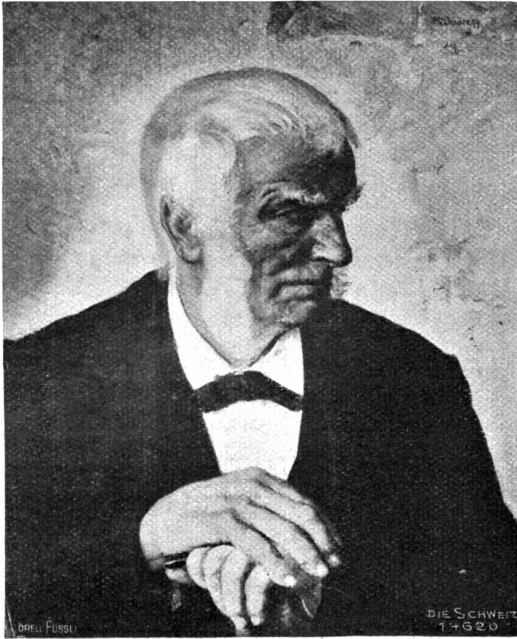
„Annele, du kleine Krott, wie bißch doch sel Mol e lieber Dreckfink gsi!“

Das Mädel lachte und schaute zu dem Burschen auf, und mit einem Mal — später wußte sie kaum mehr, wie's gekommen war — da lag sie an seinem Hals, und er küßte sie und bat: „Annele, weisch, sel Mol, wo no so e kleine Krott gsi bißch, hesh mer doch 's Hierote versproche, wenn de emol groß sieiesch. Annele, witt jez di Berspreche ilöse?“



Alte Bauernwirtin.

Nach dem Delgemälde von Fritz Schider, Basel (f. S. 445).



Leichenbegleiter. Nach dem Delgemälde von Fritz Schider, Basel (f. S. 445).

Und das Annelie wollte.

Damals war es Herbst. Dann kam der Winter mit Eis und Schnee, mit kurzen, trüben Tagen in halbdunkler Hütte, mit langen Abenden beim matten Licht der Dellampe, mit jauchzenden Schlittenfahrten — Hurrah, den Berg hinab! — mit fleißigem Spinnen und Nähen, mit mancher wirtschaftlichen Sorge und mit hundert kleinen innigen Freuden.

Kein Tag verging, der die Brautleute nicht zusammenbrachte. Der Hans fand den Weg, mochte es glatte Bahn sein oder stürmen und schneien, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Unerträglich lang, ohne Ende schien den Liebenden der Winter.

Im Frühling wollten sie heiraten. Wollte es denn niemals Frühling werden? Der Schnee lag fest und unbeweglich. Das Annelie stieß ungeduldig mit dem Fuß hinein, daß die graue Decke aufstob und der blütenweiße, glitzernde Teppich zum Vorschein kam. Annelie bohrte die Schuhspitze kräftig in die kalte Masse. Himmel, lag das tief! Das schmolz noch lange nicht, und doch war es schon März!

Aber schließlich taute es doch. Ein warmer Westwind ging dem Frühling als Herold voran. Er legte den letzten Schnee von den Dächern, verwandelte durch ein paar Regengüsse die Straßen und Waldwege in einen braunen Brei, schüttelte die Kronen der alten Bäume, blies den Mädeln die Mütze auf und den Burschen die Hüte vom Kopf. Den stürmischen Tagen folgten ruhige, sonnendurchwärmte, die aus der Erde herauslockten, was ans Licht drängte. Und plötzlich, fast über Nacht, war alles grün. Jetzt wollte der Hans nicht länger warten. Er bestellte das Aufgebot, und heute — heute war der Hochzeitstag.

Zwischen ihren Kindheitsgespielinnen schritt das Annelie das Tal hinab, dem Rathaus zu, an dessen Schwelle sie der Hans im Kreise seiner Altersgenossen erwartete.

Das Mädchen hielt die Blicke gesenkt. Wie im Traum ging sie dahin. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft — alles verschmolz in ihrer Seele zu einem einzigen, duftigen Gebilde, in dessen Mittelpunkt der Hans stand und die Arme ausstreckte nach ihr, nur nach ihr!

Und wie die Verwirklichung ihres Traumes kam er ihr jetzt entgegen, raschen Schrittes, den Kopf mit den dicken blonden Locken zurückgeworfen, die Augen leuchtend in Erwartungsfreude, und hielt ihr beide Hände hin. Sie legte die ihren hinein. Die kleinen, verarbeiteten Patschen schmiegt sich fest in seine großen warmen Häufte.

„O Schatz, du min einzig lieber!“ Fast unhörbar murmelte er die Worte; die Erregung übermannte ihn.

Aber das Annelie hatte ihn doch verstanden. Ihre schwarzen Herzkirosenaugen strahlten zu ihm auf.

„O du, du mi Schatz!“

Dann schritten sie schweigend nebeneinander die Rathausstrepfen hinauf.

In mühsamem Hochdeutsch las der Bürgermeister die Formeln vor. Er war froh, als er damit fertig war. Aufatmend schob er ihnen die Urkunde zu: „So jetzt, do müassen er unterschriebe.“

Sie setzten ihre Namen untereinander, die Feder zitterte in des Mädchens Hand. Ihr war beklommen zu Mut. Das war alles so nüchtern, so kein bißchen schön! Aber in ihrem gläubigen katholischen Sinn legte sie keinen großen Wert auf die Ziviltrauung. Nur die kirchliche Einsegnung war ihr wichtig. Die Kirche liegt ein paar Schritte seitwärts vom Rathaus. Vor dem Portal stehen Mädchen und Frauen, auch ein paar Männer, die der Trauung beiwohnen wollen. Annelie steht sie wie durch einen Schleier. Ein neuer Gedanke bewegt ihr Herz. Nicht mehr an ihr Glück denkt sie, nur noch an das seine. Sie will Gott, die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen um ihren Beistand anflehen, daß sie dem Hans ein gutes Weib wird.

Durch die bunten Glasfenster des Schiffes fallen die Sonnenstrahlen schräg hinein, sie zittern über die hölzernen Gebetbänke, gleiten über das ewige Lämpchen, versfangen sich in den glänzenden Perlen der Brautkrone, huschen über das goldene Kreuz über dem Hochaltar und spielen auf dem ehrwürdigen Bäcklein Sr. Hochwürden des Herrn Pfarrer.

Annelie sieht's und sieht's auch wieder nicht. Auf ihrem übermütigen Schelmengesichtchen liegt fromme Andacht. Gläubig schlägt sie das Kreuz, gläubig faltet sie die Hände, und gläubig lauscht sie den Worten des Geistlichen: „Ihr begehret den Bund eurer Ehe feierlich einsegnen zu lassen. Bedenket denn die Heiligkeit des Ehestandes, den Gott geordnet und auf den er seinen Segen gelegt hat. Unser Herr Jesus Christus sagt: Habet ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer im Anfang sie, Mann und Weib, geschaffen hat und gesprochen: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weib anhangen, und diese zwei werden Eines sein. So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern eins. Darum, was Gott zusammengesügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. So ist denn die Ehe ein unauflösblicher Bund, der ehrlich gehalten werden soll von beiden bis in den Tod. Wollet ihr nun einander gegenseitig solche Treue angeloben und eure Ehe als eine christliche führen, so bekennet das vor dem Angesicht des allwissenden Gottes!“

Laut und bestimmt bejaht der Hans.

Aber auch das Annele hebt entschlossen das Köpfcchen. Sein „Ja“ klingt fest und klar bis in den hintersten Winkel der Kirche. Der Priester segnet die Neuwermählten. Dann erheben sie sich, ein wenig steif von dem langen Knien. Der Hans möchte sich am liebsten ordentlich ausdehnen, so, wie er es morgens beim Erwachen tut: den rechten Arm seitwärts ausgestreckt, die linke Hand unterm Kopf, die Füße gegen die Bettlade gestemmt, und dann: „Aaah!“ — ein Necken des ganzen Körpers. Das täte gut. Aber leider schickte sich's nicht in der Kirche. Ein übermütiges Lächeln bligte über sein Gesicht. Nasch beugt er sich zu seiner kleinen Frau: „Du, Annele, jez möcht' i grad e Zuchzer tue!“

Sie sieht verständnisvoll zu ihm auf: „An i au!“

Die Verwandten und Freunde kamen, Glück zu wünschen. Langsam und schwerfällig schoben sie sich aus den Bänken. Kein Zug veränderte sich in ihrem Gesicht, wenn sie den jungen Eheleuten die Hand drückten, kaum verstand man das gemurmelt: „I wünsch der au Glück zuam Ehretag!“ Hans und Anna antworteten ebenso einfühlbig, sie drängten zum Ausgang.

Das Hauptportal der Kirche lag ziemlich hoch über der Straße. Auf der obersten Stufe der Steintreppe blieb das Brautpaar stehen. Schräg gegenüber stand das Schulhaus, dahinter floß der Bach, unschuldig mit seinem hellen Bergwasser plätschernd, so nieder, daß ein Kind ihn durchschreiten konnte. Und wie oft wurde im Frühling oder Herbst aus dem friedlichen Wässerlein ein unheilwirkender Zerstörer!

Am andern Ufer, hart am Waldesrand, lag der Friedhof.

Dort ruhten Hansens Eltern und Anneles Mutter.

„Wenn mer gschwind nüber guh?“ fragte der Hans. Annele nickte.

Ihr Vater führte unterdessen die Gäste ins Wirtshaus; die beiden versprachen bald nachzukommen.



Bildnis des Malers X. und seines Töchterchens.

Nach dem Delgemälde von Louis de Meuron, Marin (Neuenburg).
Phot. G. Nitsche, Lausanne.



Der Zahnarzt.

Nach dem Delgemälde von Fritz Schiber, Basel (f. S. 445).

Nun standen sie an den Gräbern der Eltern; sie lagen nah beisammen.

„O Gott, 's isch jez au schu lang her, daß sie mi Baddr us em Hus trage hen, d'Züaß vornuhs. Un 's isch mer doch grad, als wär's erscht gsi. Un d'Wuater no e paar Woche druf. Si het's halt nit über si brocht, daß der Baddr nimmi do isch. De ganze Tag het si gjumeret und isch jede Sunndig uffs Grab na gesse, un wenn's no so sücht im Kalt gsi isch, mengmol stunde-lang. Do het sie sich halt verketlet, un wo sie emol im Bett glegen isch, isch si au nimmi uffgschande, un so isch si halt em Baddr noigange...“

Mit weitaufgerissenen Augen hört das Annele zu; jetzt schreit sie auf: „Guck, Hans, wenn du mer sterbe täst! I könnt's au nit überwinde. I tät der au gli noi guh, grad wie d'Wuater au em Baddr noi het müasse!“

Auffschluchzend hing sie an seinem Hals. Er suchte sie zu beruhigen, liebevoll streichelte er ihr Schulter und Arme.

„Aber, Mäsele, wer denkt denn au so ebbis? Noi Mensch! I bi doch kerngesund. Guck mi doch nu a!“

Annele hob ein wenig das Köpfcchen. Der Anblick des frischen hübschen Gesichtes konnte tröstend wirken.

Sie ließ die Arme sinken und wischte sich mit dem Taschentuch die Tränen ab: „Sieht mer's arg, daß i gschraue ha?“

„Noi, nit arg. Bis mer zue de andere kumme, sieht mer's gar nimmi.“

Annele war schon wieder nachdenklich.

„Weiß no, Hans, was dr Pfarrer gseit het? Ich ha mer's gmerkt; 's isch arg schö gsi: Die Ehe ist ein unauflösllicher Bund, der ehrlich gehalten werden soll von beiden bis in den Tod. Aber ich mein halt, wenn

zwei enander recht gern hen, halte si de Bund au no noo em Tod. Meinisch nit au?"

Die großen fragenden Augen hingen ängstlich an des Burschen Gesicht.

„Jo, Annele, des meini natürlich au; sunsch wär's bei rechte Liawi. Aber jez schwätz mer nit allewil vum

Tod. An selle denke mer no nit. Zärscht wem mer jez emol mitnander lebe, glücklich und recht lang.“

Und an der Heimstätte der stillen Schläfer zog der Hans sein junges Weib fest in die Arme und küßte ihr die letzten Tränen Spuren von den Wangen.

(Fortsetzung folgt).

Die nationale Kunstausstellung in Lausanne*).

Nachdruck verboten.

Vom 20. August bis 20. Oktober beherbergt Lausanne die VIII. Schweizerische Kunstausstellung, d. h. jene von der Eidgenossenschaft unterstützte Ausstellung, der man einst den pompösen Namen „Salon“ mit auf den Lebensweg gegeben hat. Die eidg. Kunstkommission und eine aus Künstlern bestehende Jury haben das Richteramt geübt. In einem Teil des Palais de Rumine, des nach seinem großzügigen Stifter benannten Neubaus, der künftig die sämtlichen Sammlungen der Stadt Lausanne in sich aufnehmen und überdies der Universität dienen wird**), haben die Objekte ihre Ausstellung gefunden. Drei schöne Säle mit Oberlicht, ein Quersaal mit nördlichem Seitenlicht und zwei seitliche schmale Säle sind für die Ausstellung in Anspruch genommen worden. Späterhin werden die Räume — mit Ausnahme des westlichen Seitenjals — für das Gemälde- und Skulpturenmuseum Verwendung finden. Lausanne kommt damit in den Besitz schöner Sammlungsräume, in denen die Kunstwerke zu voller Geltung gelangen werden. Einer der Säle wird ausschließlich, auf Grund eines Legats des Künstlers, Arbeiten des Lausanner Landschafters Emile David enthalten, der dem Boden Roms und seiner Umgebung die tiefste Inspiration seines Schaffens verdankt hat.

Den architektonischen Hauptschmuck verleiht dem Gebäude, das leider unglücklich am Riponne-Platz steht, das stattliche Treppenhaus mit dem schönen Vestibül, von dem aus man zu den Sammlungsräumen und der Bibliothek gelangt; die Architektur hat hier einen ungemein festlichen Eindruck geschaffen.

Von der Kunstausstellung eingehend zu sprechen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Mehr im allgemeinen möchten wir sie hier zu charakterisieren versuchen und dabei eine Anzahl Kunstwerke namhaft machen, die uns dies vor allem zu verdienen scheinen.

Man kann sagen: die Ausstellung ist bemerkenswert reich an tüchtigen, talentvollen Arbeiten. Das Niveau der Leistungen ist ganz entschieden kein geringes; in dieser Hinsicht hat die Jury ihre Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit erfüllt. Die Malerei und die zeichnenden Künste stehen selbstverständlich im Vorder-

treffen; aber auch die Skulptur hat eine Anzahl bemerkenswerter Arbeiten aufzuweisen. Dem Kunstgewerbe, der Art décoratif, hat man, wie recht und billig, gleichfalls Eingang gewährt; freilich sind es mehr nur einzelne Proben, zum Teil sehr geschmackvoller Art, die zeigen, daß auch auf diesem Gebiete Künstler vorhanden sind, die Stilgefühl und Eigenart zu verbinden wissen.

Künstlerindividualitäten wie Ferdinand Hodler, Albert Welti, Cuno Amiet sind auch den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte Namen. Den Tell des Erstgenannten hat „Die Schweiz“ unlängst in ihrer Tell-Nummer reproduziert; er wirkt auch jetzt in Lausanne in seiner trostigen, gesammelten Kraft wahrhaft packend. Ein zweites Bild dieses Künstlers schildert in seinem bekannten fast herben, formensatten, auf das sprechend Typische gerichteten Stil die von Frauen einem elastisch und stehhaft ins Leben hineinschreitenden Jüngling dargebrachte bewundernde Huldigung. Welti, der Poet unter unsern Künstlern, hat sein Selbstbildnis gemalt, ohne darob seine Familie zu vergessen, die er zu einem reizvollen Idyll im zweiten Bildplan gruppiert hat. Dieses tief gemütvoll, von Humor durchleuchtete Werk hat Lausanne mit glücklichem Griff für sein Museum sich gesichert. Von Amiet war erst jüngst hier die Rede. Sein stark dekoratives koloristisches Wollen ist prinzipiell dargelegt worden. Daß er auf dem ungeheuer frisch geratenen Bild „Der Garten“ auch eine räumliche (nicht bloß eine flächenhaft schmückende) Wirkung ausübt, rechnen wir dem Werke nicht als Fehler, sondern als Vorzug an.

Echt schweizerische Stoffe haben zum Vorwurf größerer Bilder sich gewählt Hans Beat Wieland, Carl Liner und Max Buri. Die beiden Erstgenannten führen uns hinaus auf die Berge zu den Nalpfern; in den beiden trefflichen Bildern weht frische, befreiende Bergluft; beide sind aus einem starken Heimatbewußtsein geboren. Buri hat Dorfpolitiker am Wirtshaus-tisch beobachtet und sie kräftig charakterisiert; heller Sonnenschein liegt in dem weißgetünchten Zimmer, und durchs Fenster schaut man hinaus auf ein lachendes Stück Natur. Ein jüngerer Tessiner Künstler, Pietro Chiesa, hat kirchliches Leben seiner Heimat zu einem dreiteiligen anmutigen Bild gestaltet: die farbige Prozession, das abendliche Kirchenfest, den stillen Heimgang aus der Messe.

Religiöse Themata behandeln Eugène Burand mit seinem großen „hohenpriesterlichen Gebet“ Christi und Gustave Jeanneret, der Neuenburger, der den Auszug ins „gelobte Land“ gemalt hat. Die innere Anteilnahme des Künstlers spürt man deutlich in beiden Werken. Sonst ist das Figurenbild großen Stils — zu dem wir natürlich auch Hodlers Werke rechnen — wenig gepflegt worden, das historischen Inhalts so wenig als das religiösen. Man mag dies bedauern; aber besser ist es auf alle Fälle, wenn die Künstler die Hände davon lassen, als daß sie sich die Finger an solchen höchsten Aufgaben verbrennen.

Natürlich nimmt auch diesmal die Landschaft einen bedeutenden Platz ein in der Ausstellung; von den besten und bekanntesten unserer Landschaftler sind da: ein C. Th. Meyer, ein W. L. Lehmann, ein Böllmi, der originelle Giacometti, Fritz Widmann, die Berner Bof und Linck, der zarte Pointillist Perrier u. s. w. Auch Hodler hat als Landschaftler seine Bistenskarte abgegeben. Unter den Tiermalern stehen Ruch und Thomann obenan.



Marsch 1904. Militärische Studie (Phot. Ph. & C. Zink, Zürich).

*) Der Wiebergabe des Gemäldes von Louis de Meuron gedenken wir noch die weiterer zu Lausanne ausgesetzter Bildwerke folgen zu lassen.

**) vgl. „Die Schweiz“ VII (1903) S. 575.

M. d. R.
M. d. R.